

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 31 (1937)

Heft: 3

Artikel: Reformation nach Vorwärts oder nach Rückwärts? (Schluss). 15., Die Bergpredigt ; 16., Kirche oder Gemeinde? ; 17., Das soziale Problem - ist das eine Nebensache?

Autor: Ragaz, Leonhard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lein kann sie fällen.“ Sie ist wie ein mächtiger hohler Baum, den ein Kind umstoßen kann — allmächtig durch die Kraft des Allmächtigen, in Christus erschlossen. Gott wartet auf uns! Der Siegeshort wartet auf solche, die ihn nutzen! Klopft an im Glauben und es wird euch aufgetan! Das ist nun, nach Charfreitag und Ostern, der offene Siegsweg Gottes.

Dabei darf uns nicht irre machen, daß die Welt heute so unerlöst aussieht, daß gerade die dem Reiche Gottes am meisten entgegenstehenden Mächte heute trotziger und gewaltiger, und scheinbar auch sieghafter als je sich erheben. Das gehört ja gerade zur Erfüllung. Das tun diese Mächte, weil sie gerichtet sind. Nicht umsonst steht am Schlusse des Neuen Testamentes und damit am Schlusse der Bibel die Offenbarung Johannis, um uns das zu lehren. Der Teufel regiert scheinbar auf Erden, ist „auf die Erde geworfen“, und wütet „in großem Grimm“, „weil er weiß, daß seine Zeit kurz ist“. Gerade diesen tobenden Gewalten gegenüber, die gegen ihn sind, erscheint Christus als das, was er ist, in seiner Gottesgröße und Gottesmacht. Was bedeuten all diese sich erhebenden und sich blähenden Götzenmächte vor dem Kreuz? Es streitet gegen sie, es wirft sie nieder. Und das offene Grab streitet: aus ihm bricht immer wieder wunderbar neues Leben Gottes, und das Erdbeben, das den Stein von dem Grab wälzt, erschüttert immer wieder die Welt, bis sie Gottes und seines Christus ist. Glauben wir bloß daran! Unser Glaube, wenn wir ihn festhalten, ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Darin haben wir Frieden. Für die Sache Gottes und für uns selbst. Es ruft aus Charfreitagsdunkel und Osterglanz: „Seid getrost, die Welt ist überwunden!“

Leonhard Ragaz.

Reformation nach Vorwärts oder nach Rückwärts?

(Schluß.)

15. Die Bergpredigt.

Eine große Rolle spielt in dem, was wir den Kampf zwischen Jesu und Paulus nennen können, die Bergpredigt. Darum sei auch darüber ein Wort gesagt, ob schon dafür die direkte Anknüpfung an das Kierkegaardbuch fehlt.

Wenn wir kurzerhand sagen: die Bergpredigt, so sind damit nicht bloß die Kapitel 5 bis 7 des Matthäus-Evangeliums und die Parallelstellen bei Markus und Lukas gemeint, sondern alle jene Partien des Evangeliums, worin vor allem die heroische und *paradoxe* Verheißung und Forderung des Evangeliums zum Ausdruck kommt. Diese Partien, zu denen besonders auch das zehnte Kapitel des Matthäus-Evangeliums gehört, sind freilich stark in der Bergpredigt im engeren Sinne zu-

sammengefaßt, darum mag sie sozusagen als Vertretung und Verkörperung dieses Zuges am Evangelium dienen.

Und nun stehen wir vor der hochbedeutsamen Tatsache, daß die Bergpredigt, sowohl im weiteren als im engeren Sinne verstanden, für die *eine* Linie der christlichen Entwicklung: die paulinistische, dogmatische und kirchliche, sozusagen keine Rolle spielt, für sie höchstens eine Verlegenheit ist, mit der man sich so gut als möglich abzufinden trachtet. Nur für die Ketzerlinie, von dem ursprünglichen Franziskus an über die Waldenser, Wickleffiten, Hussiten, Täufer und Quäker bis zu Tolstoi gerechnet, ist sie als selbständiger und zentraler Teil des Evangeliums vorhanden, auf der andern Linie wird sie durch den Römerbrief, den man in jenem von uns wiederholt charakterisierten Sinne auslegt, aufgesogen und vernichtet. Man darf darum für diesen Sachverhalt die Formel wählen: *Es ringen in der ganzen christlichen Geschichte miteinander die Bergpredigt und der Römerbrief*. Am konsequenteren ist, so viel ich sehe, in dieser Aufhebung der Bergpredigt Luther gewesen mit der gelegentlich formulierten Auffassung, die Bergpredigt sei gesprochen worden, um zu zeigen, daß wir sie — nicht erfüllen könnten.

Es war zu erwarten, daß die *dialektische Theologie* etwas Ähnliches versuchen werde. Denn auch ihr mußte die Bergpredigt im Wege stehen. Es ist aber lange bei gewissen, wie bei ihm stets wohlfeilen, Höhnereien von Karl Barth geblieben. Bis nun vor kurzem an einem von dem Schweizerischen reformierten Pfarrverein veranstalteten „Sozialkurs“ Eduard Thurneysen, die andere der zwei Säulen der dialektischen Theologie (nachdem die dritte, Gogarten, geborsten ist), es unternommen hat, die Frage zu beantworten: „Wie haben wir die Bergpredigt zu verstehen?“ Und was ist nun die Antwort?

Ich hatte nach der ganzen Sachlage und einem ersten Bericht erwartet, daß es sich einfach um den Versuch handle, die Bergpredigt durch Paulinifizierung aufzuheben, d. h. unwirksam zu machen. Aber dem ist nun nicht einfach so. Vielmehr scheint eher der Versuch vorzuliegen, die Bergpredigt zu retten — soll ich nun sagen: sie für die dialektische Theologie oder vor ihr zu retten? Die Antwort ist schwer zu geben. Vielleicht ist beides der Fall. Jedenfalls soll, unter bestimmten Bedingungen, die Bergpredigt gelten. Das ist Gewinn.

Unter welchen Bedingungen? Wie geht Thurneysen vor?

Ich will mich nicht bei Nebensachen aufhalten. Daß wir „religiösen Sozialisten“ mit unserer Auffassung der Bergpredigt als „Schwärmer“ aufrücken (wobei doch eine gnädige Entschuldigung angebracht wird), braucht uns nicht zu kränken. On est toujours l'illuminé de quelqu'un! Sodann werden wir damit an die Seite Tolstois gestellt, und dort ist mir, offen gestanden, wohler als an der Seite Karl Barths oder sogar Luthers; auch ist die Ehre unvergleichlich größer — zu groß! Wir erinnern uns auch daran, daß Luther die Schweizer, d. h. vor allem die

Anhänger Zwinglis wie ihn selbst, als „Schwermüter“ behandelt hat, und die Lutheraner *alle* Reformierten. Ja, wir vergessen nicht, daß Christus selbst von diesem Los nicht verschont geblieben ist (vgl. Markus 3, 21). Also das tut uns nichts. Seien wir ruhig mit Jesu, Franziskus, Wickleff, Fox, Tolstoi und sogar Zwingli — Schwärmer!¹⁾

Gehen wir nun gleich zur Hauptfrage über, zu dem, worauf es uns in diesem ganzen Zusammenhang allein ankommt. Zunächst rückt richtig *Paulus* an, natürlich der Paulus des Römerbriefes. Thurneyssens Hauptthese lautet: „Wie das ganze Evangelium muß auch die Bergpredigt in grundsätzlicher Weise *christologisch* verstanden werden. Wer sie anders auffaßt, hört an ihr vorbei.“ — Was heißt das? Das heißt: Man kann die Bergpredigt weder verstehen noch erfüllen außer Jesu, und das heißt: wenn nicht alle Aussagen der „Christologie“ über ihn, über die durch ihn geschehene Versöhnung und Erlösung, über das Kreuz und das offene Grab, hinzugenommen und an den Anfang gestellt werden. „Es muß ganz auschließlich um ihn und nur um ihn gehen.“ Nur in ihm ist die Bergpredigt erfüllt. *Wir* nehmen an dieser Erfüllung nur Teil durch Gnade und Gehorsam. „Es ist in einem primären Sinne in all ihren Worten zunächst gar nicht von uns, sondern nur von Jesus Christus die Rede.“

Was ist davon zu halten?

Sagen wir es sofort: Ein erstaunlicheres Kunststück von theologischer Vergewaltigung und Verdrehung eines klaren Bibeltextes ist wohl in der ganzen Kirchengeschichte nur selten geleistet worden. Nicht einmal Luther hätte sich, glaube ich, so etwas erlaubt. Es ist, wenn man das so liest, als ob man einen Mann über das hochgespannte Seil gehen sähe und bekommt fast Herzklopfen, ob er es und wie er es leisten werde.

Doch wollen wir uns verständigen. Auch uns andern ist es nie eingefallen, ob man uns das auch, weil es so bequem ist, zuschiebe, die Bergpredigt von Jesu zu trennen und als eine von ihm unabhängige rationale, ethische Wahrheit und Weisheit zu betrachten. Und ich will auch die „Christologie“, die etwa Thurneysen formulieren würde, inhaltlich nicht bestreiten, noch ihre Bedeutung vermindern. Was ich behaupte, ist nur dies: *Von alledem steht nun einmal kein Wort in der Bergpredigt, buchstäblich kein Wort.* Wenn Thurneysen die Stelle (Matth. 5, 17—19): „Meinet nicht, ich sei gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern

¹⁾ Dagegen sei eine Bemerkung gegenüber dem Korreferenten, Pfarrer *Willi Bremi*, gemacht. Er zählt uns zu denen, welche das Reich Gottes als „diesseitige Weltvollendung“ verstehen. Ich möchte Pfarrer *Bremi* fragen: Können Sie mir auch nur *einen* Satz aus unseren Schriften und Reden anführen, den man loyalerweise so auslegen dürfte? Oder haben Sie das, der Bequemlichkeit wegen und weil diese neueste Sorte von Theologen eine wirkliche Kenntnis des Tatbestandes nicht nötig hat, einfach so konstruiert?

zu erfüllen, so ausgelegt, daß Jesus damit sagen wolle: „Ich bin es, der das Gesetz (= die Bergpredigt) erfüllt, d. h. verwirklicht; ich allein und niemand sonst“, so ist das der Gipfel jenes Kunststückes der Vergewaltigung und Verdrehung des „Wortes“ zugunsten einer Theologie. Der ganze Zusammenhang zeigt sonnenklar, daß etwas ganz anderes gemeint ist: daß Jesus das Gesetz Gottes anders *auslegt*, als die Phariseer und Schriftgelehrten, daß er es nicht *auf löst*, sondern erst recht zur Geltung bringt. Das zeigen die folgenden Erläuterungen doch so deutlich als nur möglich: nirgends ist da von einer Erfüllung durch Jesus die Rede. Und daß nun in der ganzen Bergpredigt sozusagen an Stelle des „Wir“ und „Ihr“ das „Ich“ gesetzt werden müßte — das ist nicht mehr ernst zu nehmen. Ich fordere jeden auf, die Bergpredigt, ich meine, die Kapitel 5 bis 7 des Matthäus-Evangeliums, durchzulesen und frage ihn dann, ob man nicht ebenfogut sagen könnte, in den Zehn Geboten heißt es „eigentlich“: „Du sollst stehlen, du sollst töten, du sollst Vater und Mutter *nicht ehren*“? Wenn man ein solches Gewicht auf das „Wort“ legt, wie diese dialektischen Theologen, so sollte man das „Wort“ in erster Linie damit ehren, daß man es nicht gewalttätig etwas anderes sagen läßt, als es offenkundig sagt.

Es gibt aber ein anderes Wort in der Bergpredigt, das mit voller Deutlichkeit auf ihren wahren Sinn hinweist, das aber Thurneyse zu erwähnen sich wohl hütet: „Nicht jeder, der zu mir: Herr, Herr sagt, wird in das Reich Gottes eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut.“ (7, 21.) Hier wird die Thurneyfensche „Christologie“ als Eingangspforte (mit Straßenzoll) zur Bergpredigt und zum Reiche Gottes von Christus selbst, der doch wohl am meisten dazu berufen ist, sich selbst auszulegen, so deutlich abgelehnt, daß es keine Künste braucht, um es zu erkennen.

Was will und ist denn die Bergpredigt?

Die Bergpredigt ist die Enthüllung der Verheißung und Forderung des Reiches Gottes — des gekommenen und kommenden. Mit andern Worten: Sie zeigt, was dem als Verheißung und Forderung gegeben und aufgelegt wird, für welchen Gott, als Herr und Vater, die Wirklichkeit ist und welcher ihm vertraut und gehorcht. Darin bin ich mit Thurneyse einig. Nur möchte ich das „gekommen“ stärker betonen, das „Mitten unter euch“. (Luk. 17, 20—21.) Für die Jünger ist das Reich in Verheißung und Forderung *vorhanden*. Etwas anderes ist undenkbar. Oder sollen sie etwa fortfahren zu leben wie die Juden oder gar wie die Heiden, bis das Reich in Fülle kommt? Die ganze Bergpredigt sagt das Gegenteil, und am Eingang des Evangeliums steht: „Kehret um!“ Die Bergpredigt bezeichnet diese große Umkehr, diese Achsfendrehung um hundertachtzig Grad.¹⁾

¹⁾ Ich verweise auf den Aufsatz in Nr. 1, 1932, worin ich meine Auffassung der Bergpredigt in Kürze darstelle.

Aber was bedeutet es nun, daß in der Bergpredigt absolut keine Christologie zu entdecken und für sie keine solche vorausgesetzt ist? Das bedeutet etwas, und darüber sollte Thurneyßen nachdenken, statt es mit Gewalt wegzuerklären, indem etwas hineinerklärt wird, was nun einmal nicht darin ist.

Es bedeutet wohl vor allem, daß in der Bergpredigt das Reich Gottes uns untheologisch, undogmatisch, unsystematisch, laienhaft, gottweltlich entgegentritt. Es ist wie blauer Himmel mit der Sonne darin; es ist die Sonne selbst. Der Unterschied zwischen der wirklichen Bergpredigt und der Bergpredigt des Thurneyßenschen Vortrages ist wie der zwischen dem Berg hoch über dem blauen See Genezareth, um den die Lüfte Gottes wehen, und der Synagoge unten in Kapernaum, wo die Schriftgelehrten walten. Die Bergpredigt ist Seligkeit, Seligkeit als Forderung so gut wie als Verheißung, ein Dürfen, nicht ein Sollen (was auch wir andern längst gesagt haben), Gnade, nicht Gesetz, aber sie ist keine Theologie, auch keine Christologie. *Es tritt in ihr uns Gott entgegen, Gott, der Herr und Vater, — weiter nichts.*

Weiter nichts! Freilich, da ist der, der die Bergpredigt spricht. Und indem er sie spricht, ist er sie. Gewiß. Die Sonne, die in der Bergpredigt strahlt, ist Er. Die Bergpredigt ist nicht philosophisch-ethische Wahrheit, sondern Offenbarung. Man wird sich, wenn man sie gehört hat, vielleicht auch über Ihn Gedanken machen. So haben es die Hörer damals ja getan. „Und als Jesus diese Rede beendet hatte, da waren die Massen erschüttert über seine Lehre. Denn er lehrte mit Vollmacht, und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Und dieser Jesus ist dann zu den Zöllnern und Sündern gegangen, hat die Kranken geheilt und den Armen das Evangelium verkündigt. Er hat zuletzt am Kreuze gehangen, hat die Pforten des Grabes und Todes gesprengt und ist als Heiliger Geist der Pfingstgemeinde erschienen. Das alles darf sicher nicht übersehen, wer die Bergpredigt gehört hat. Und er wird es auch nicht. Die Bergpredigt ist nicht das ganze Evangelium — von ferne nicht! Aber auch aus seinem Verkehr mit den Zöllnern und Sündern, dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen Samariter und vom Weltgericht, aus dem Lamm Gottes am Kreuze, dem offenen Grabe und dem Pfingstgeist tritt uns überall nur der Herr und Vater entgegen, der auch die Sonne der Bergpredigt ist. Das alles im Sinne des Wortes. „Wer mich sieht, sieht den Vater.“ So will der Vater uns begegnen, nicht in der Christologie, mag diese im übrigen bedeuten, was sie will, und so wollen wir ihn uns begegnen lassen, uns dafür nicht eine christologische Dunkelbrille anschaffen. So ist überall Christus, aber auch überall Bergpredigt, überall der gleiche Vater, aber überall ohne System. Ihm sei gedankt!

Und die Tatsache bleibt, daß die Bergpredigt am Anfang des Neuen Testaments steht. Die Tatsache bleibt, daß von alledem, was nachher kommt, kein Wort in der Bergpredigt steht, kein Wort! Und

das hat seinen guten Sinn, den zu verstehen wichtig ist. Es hat den Sinn, der schon angedeutet worden ist: daß das Evangelium kein System, keine Theologie, keine Dogmatik ist. Es hat den Sinn, daß darin die Verheißung und die Forderung des Reiches Gottes sonnenklar hervortritt. Darin sollen wir uns vertiefen. Ganz selbständige. Dann mag an anderer Stelle die Frage nach *Christus* kommen, muß sie kommen. *Aber* — ein gewaltiges *Aber* — nun darf nicht *Christus* so zur Hauptfache werden, daß darüber das *Reich* und die *Nachfolge* verloren gehen, sondern umgekehrt: *Christus selbst ist nur als Offenbarung des Reiches und der Nachfolge zu verstehen: er gilt nur als solche, nicht an und für sich.*

Es ist aber nun so, daß die Christologie tatsächlich das Reich und damit die Bergpredigt verschlungen hat. Und das ist schließlich doch auch bei Thurneysen der Fall. Die Stelle, wo die Entwertung der Bergpredigt, gegen seine Absicht, auch bei ihm beginnt, ist dort, wo er das „Wir“ durch das „Ich“ ersetzt und erklärt, daß nur Jesus die Bergpredigt erfüllt habe und wir bloß durch ihn (nämlich durch die Christologie) an dieser Erfüllung teilhaben könnten. *Also gilt die Bergpredigt für uns doch nicht.* Denn was wir nicht können, das gilt für uns nicht. Gott treibt mit uns kein theologisches Spiel. Die Sonne leuchtet als Verheißung und Forderung in unsre Seele — unmittelbar, nicht auf einem Umweg über die Christologie. Wenn wir aber das (mißverstandene): „Wir sind allzumal Sünder“ vor die Bergpredigt setzen, und zwar nicht bloß als Tatsache, sondern als ein pessimistisches Dogma, dann geraten wir, ob wir wollen oder nicht, doch auf die Bahn des Paulinismus, auf der die Bergpredigt entwertet wird. Tatsächlich spielt sie bei den Dialektikern keine Rolle — immer grundsätzlich, theologisch, nicht *persönlich* geredet.

Wenn Thurneysen erklärt: „Der Abfall von den großen Grundsätzen der reformatorischen Bibelauslegung hat es mit sich gebracht, daß ein dichter Nebel auf die Landschaft der Bergpredigt gefallen ist“, so ist das genaue Gegenteil der Fall: Gerade diese reformatorische Bibelauslegung ist eine große, dichte Vernebelung der Bergpredigt gewesen und ThurneySENS eigene Auslegung könnte nicht besser als durch dieses Bild charakterisiert werden. Es ist Nebel, der sich auf den sonnenhellen Berg der Seligkeiten legt — für einen Augenblick!

Der Sachverhalt ist gerade umgekehrt, als ihn Thurneysen darstellt: *Die Bergpredigt versperrt*, wenn man sie nicht durch gewaltsam falsche Auslegung aufhebt, *dem Paulinismus*, ich meine: der paulinistisch-augustinischen Denkweise, *den Weg*. Sie wird, ohne „optimistisch“ im üblichen Sinne zu sein, von keinem Hauch jenes Pessimismus berührt, der dem Menschen die Kraft zum Handeln abspricht. Diese Kraft ist einfach Gott der Herr und Vater. *Er* ist die Quelle alles dessen, was die Bergpredigt verheißt und fordert. Wenn wir uns zu *ihm* halten und in dem Maße, als wir es tun, erfüllen wir die Bergpredigt, leben

wir die Bergpredigt. Die Bergpredigt ist, gerade auch in ihren Paradoxien, das Leben aus Gott, dem wirklichen Gott, nicht aus der Welt, aber auch nicht der Religion (vgl. Matth. 6), zu der die Theologie gehört. *In ihr leuchtet die Ordnung des Reiches Gottes.* Das soll man stehen lassen. *Nachher* kann man von dem andern, das allerdings wichtig genug ist, reden. So, meine ich, will es der Gott, der durch seinen Geist die Bergpredigt nicht umsonst an den Anfang des Neuen Testamentes, gleichsam als Brücke zwischen dem Alten und dem Neuen Bund, zwischen den Prophet und Jesus Christus, gesetzt hat.

Der Sachverhalt kann daher so aufgehellt werden: Wie im ganzen Streit um die dialektische Theologie oder überhaupt in dem Kampfe: Paulus oder Jesus? handelt es sich zuletzt darum, wie man das Reich Gottes versteht. Ist es schon, obgleich kommend, doch auch eine gegenwärtige Macht, wie *wir* glauben, dann gilt die Bergpredigt, ganz einfach; ist es aber *bloß* kommend, wie die Dialektiker annehmen, dann gilt sie — vorläufig — nicht. Ein Mittleres gibt es nicht. Thurneyse versucht dieses Mittlere, aber er scheitert damit, muß scheitern.

Die Achillesferse der Thurneyse'schen Auffassung tritt besonders da hervor, wo er (mit, nebenbei gesagt, etwas viel Weihrauchspende für Karl Barth, der, mag er sonst sein, was er will, zu allerletzt der Mann ist, der die Bergpredigt deutet) dessen Begriff der *Demonstration* hervorhebt, freilich nicht ohne eine gewisse Kritik. Der Begriff ist in der Tat sehr bezeichnend. Demonstration ist ein Akt, der mehr auf etwas hinweist, als daß es selbst etwas ist. Damit ist angedeutet, daß es eine ernsthafte Erfüllung der Bergpredigt durch unser Tun doch nicht gebe. Und das stimmt auf diesem Boden durchaus. Auf dem Boden des dialektisch, also lutherisch, verstandenen Paulus gibt es keine Bergpredigt und keine Erfüllung der Bergpredigt. Damit es solche gebe, muß man an das Reich glauben, und zwar anders als Luther und die Dialektiker. Es gibt in diesem Sinne nur ein Entweder — Oder: Entweder das Reich — oder keine Bergpredigt.

16. Kirche oder Gemeinde?

Wenn wir endlich noch bedenken, daß die Rückkehr der Dialektiker zur Reformation seltsamerweise eine stark betonte „Rückkehr zur Kirche“ ist, so scheint von vornherein klar, daß sie hierin sich nicht auf Kierkegaard berufen können. Denn Kierkegaards ganzer Kampf spitzt sich immer entschiedener auf einen Kampf gegen die Kirche zu. Er bricht in den Flugschriften „Der Augenblick“ als ein Vulkan aus, dessen Glut und Gewalt nur mit den Propheten Israels und allen Größten unter den späteren zu vergleichen ist. Aber da helfen sich jene Theologen: sie erklären diesen Kampf, in welchem nach seinem eigenen Bewußtsein Kierkegaards ganze Sendung gipfelt, als — Verirrung; benutzen aber sein übriges Arsenal für ihre Dogmatik und werden

Restauratoren der Kirche und Theologie. Darüber ist eigentlich nichts zu sagen, außer daß Leute, die das leisten können, mit Kierkegaard nichts zu tun haben. Sie selbst konnten freilich nicht anders: denn wenn der lebendige Gott und das Reich verschwinden (mag man auch noch etwa von ihnen reden), dann treten an ihre Stelle Theologie und Kirche. So ist es stets gewesen. Aber man sollte es doch als Unmöglichkeit empfinden, von einem Manne für den Aufbau seines Denkens das Beste zu holen und ihm dann, sobald er selbst erklärt, nun beginne seine letzte und größte Aufgabe, einen Fußtritt zu geben. Wer sich in dem, was er selbst für die Krönung seines Werkes und Kampfes ansah, so unglaublich verirrt hätte, dessen ganze Theologie würde doch fraglich. Aber wir dürfen annehmen, nicht *Kierkegaard* habe sich verirrt!

Auch das neue Buch Kierkegaards (ich habe diesen Ausdruck schon gerechtfertigt) heißt ja: „*Der Einzelne und die Kirche*.“ Aber es hat wenig Sinn, nun aus ihm noch Stellen zu zitieren, wo er im besonderen das Kirchenproblem berührt. Das hieße, wenn man an den „Augenblick“ oder auch an die „Einübung im Christentum“ denkt, aus einem Bächlein schöpfen, wo daneben Ströme rauschen.

Der Angriff Kierkegaards gegen die Kirche bewegt sich auf der Linie seines *ganzen Kampfes*. Er wirft ihr vor allem einen „Sinnen-trug“ vor: daß sie den Schein errege, das Christentum sei vorhanden, während es doch im Sinne des Neuen Testamentes *nicht* vorhanden sei. An die Stelle des „existentiellen“ Verhältnisses zur Wahrheit sei die „objektive“ Lehre getreten, an die Stelle des „Einzelnen die Masse“, und an die Stelle der durch Märtyrer verkörperten Vorbilder gut befoldete und bürgerlich gesicherte Angestellte. Kierkegaard will die Kirche nicht zerstören, aber er fordert von ihr, daß sie demütig diesen Sachverhalt anerkenne, statt Ansprüche zu erheben, deren Gegensatz zur Wirklichkeit allzu kraß in die Augen springe und das Kirchentum zum schlimmsten aller Komödien mache.

Was Kierkegaard besonders in den Flugschriften des „Augenblick“ der Kirche vorwirft, ist in erster Linie ihr Verhältnis zum *Staate*, das eine Abhängigkeit von ihm, eine Verbündung mit ihm bedeutet. Das ist sozusagen die spezifische Form ihrer *Verweltlichung*. Fügen wir besonders für die heutige Lage hinzu, daß diese Abhängigkeit sich nicht bloß in den staatlichen Gehältern der Pfarrer oder im Glockenläuten zum Gelingen einer „Wehranleihe“ zu erweisen braucht. Sie kann auch eine Gebundenheit an die ganze Politik einer herrschenden Klasse, an den Patriotismus und Nationalismus, die Vergötterung, wenn nicht gar Vergottung, von Volk und Rasse sein und kann zu einer Preisgabe des Heiligen Geistes an Blut und Boden führen. Das alles ist ja seit Kierkegaard noch ganz anders hervorgetreten als in seiner Zeit. Wieder hat sich sein prophetischer Blick bestätigt.

„Einst war der Einwand gegen das Christentum (und es war gerade in der Zeit, als es am klarsten war, was Christentum ist), daß es *unpatriotisch*,

Staatsgefährlich, revolutionär wäre — und jetzt ist das Christentum Patriotismus und Staatskirche geworden.“

„In der Definition der Kirche, welche sich in der Augsburgischen Konfession findet, daß sie die ‚Gemeinschaft der Heiligen‘ sei, wo das Wort recht gelehrt wird und die Sakramente richtig verwaltet werden, hat man ganz richtig (d. h. unrichtig) bloß die beiden Glieder von der Lehre und von den Sakramenten ergriffen und das Erste übersehen: die Gemeinschaft der *Heiligen*, worin die Bestimmung in der Richtung auf das *Existentielle* liegt. Man hat so die Kirche zu einer Gemeinschaft von gleichgültigen Existenzien (oder worin das Existentielle gleichgültig ist) gemacht — aber die „Lehre“, die ist richtig und die Sakramente werden richtig verwaltet. Dies ist eigentlich Heidentum.“

Kierkegaard zitiert den alten Kirchenlehrer Hilarius (ad Auxentium):

„Vor Einem warne ich Euch: Hütet Euch vor dem Antichristen! Eine wahnsinnige Liebe zu Wänden betrügt Euch. Wahnsinnig ehrt Ihr Gottes Kirche in schönen Architekturen. Auf lächerliche Weise sucht Ihr dort Gottes Frieden. Kann man daran zweifeln, daß der Antichrist einmal dort thronen wird? Berge, Wälder, Seen, Gefängnisse und Wüsten sind sicherere Stätten. — Was bewundert heutzutage die Welt bei diesen mächtigen Bischöfen, als daß man sie deswegen als heilige Lehrer der Religion verehrt — weil sie über große Stätten herrschen.“

„Luther sagt richtig, daß eigentlich gar nicht in Kirchen gepredigt werden sollte — dieser Gottesdienst ist eine Accommodation; es ist um der Schwachheit willen — ach und wir sind so weit zurück, daß kaum sehr viele zur Kirche gehen. Und doch ist es die Christenheit.“

„Wäre das das Ganze mit dem Christentum, was die Pfarrer verständen, dann müßte ich mich vom Christentum losfagen. Und warum? Weil es mir nicht *hoch* genug wäre? Nein, gerade umgekehrt: weil es mir nicht *einfältig* genug wäre.“

„Der Predigtvortrag ist ... heutzutage lauter Lüge.

Es ist mit den Pfarrern wie mit einem Gymnastikdirektor, der selbst nicht schwimmen kann und der die Leute im Schwimmen unterrichtet, selbst auf der Brücke stehend, und ruft: ‚Schlag‘ bloß rasch mit den Armen aus!“ — gerade als könnte man nicht allzu rasch mit den Armen auschlagen — was doch jeder Schwimmer weiß. Aber die Sache ist die, daß das direkt nicht zu beweisen ist; denn der Lehrbegriff ist ja ganz orthodox. Und darum gehört auch dies mit zu der Scheinheiligkeit der modernen Zeit, wenn ein Prediger sich rühmt, daß er die Orthodoxie [heute würde man sagen: die bessere Theologie, die ‚reformatorische Theologie‘] lehre ... „O ihr Schelme! Auf diese Weise lenkt ihr die Aufmerksamkeit von dem Entscheidenden fort.“ —

„Da will also eine *Geistlichkeit* existieren, welche den völlig weltlichen Begriff von Würde aufrecht erhält; sie entziehen sich nicht bloß klug den Gefahren, den Opfern, sondern sie werden geehrt und respektiert. Denn ‚es würde unter ihrer Würde sein‘, sich in so etwas zu mischen, sich zu so etwas herabzulassen! O Lüge in Eurem Hals! Wißt Ihr wohl, daß Eure Rede, wenn sie nicht Gotteslästerung ist, so doch Lästerung Christi ist? Denn was ist Christus? Es ist die *leidende Wahrheit*, die es für das Würdige hielt, sich mit all den Uebeln einzulassen.“

Man denke sich einen Pfarrer, der auf seinem Totenbett sagte: „Ich lebte in einer Zeit, wo Lüge und Verleumdung, Neid und Niederträchtigkeit völlig triumphieren. Aber ich fand es natürlich unter meiner Würde, mich zu so etwas herabzulassen, mich dazu herabzulassen, solchem entgegenarbeiten zu wollen, und mein Leben blieb davon unberührt.“ Mein Freund, nimm dich in acht: im Tode ist es nur der *christliche* Begriff von Würde, der tröstet; es tröstet, sagen zu dürfen: „Ich lebte gleichzeitig mit Lüge und Niederträchtigkeit, aber dies weiß ich: mich hatte sie besonders im Auge, und dies weiß ich: als ich starb, war die Macht des Uebels doch geringer. Aber auf jeden Fall: gedrückt habe ich mich nicht.“

„Laßt uns wieder in edlem, christlichem Sinne *schäbige* Priester bekommen, arme Menschen, welche in geringen Kleidern gehen, verachtete Menschen, die alle auslachen und verspotten und bespeien. Ich hoffe und glaube, daß ich mit Gottes Beistand freudig predigen könnte, selbst wenn jemand mir ins Gesicht spiee, während ich die Kanzel bestiege. Aber wenn ich einen Samtmantel mit Sternen und Bändern anziehen sollte und dann Christi Namen nennen — so stürbe ich vor Scham.“

Nicht auf die Lehre und Predigt an sich kommt es an, sondern auf die Existenz, und das heißt für einen Prediger: auf Christi *Nachfolge* kommt es an. Sie verkündigt. Sie muß kommen, und die Welt wird wieder an Christus glauben.

Fragen wir zum Schlusse: Wollte denn Kierkegaard nichts von der *Gemeinde* wissen? Stellte er ganz auf den *Einzelnen* ab?

Machen wir es uns zuerst klar: *Kirche* ist nicht *Gemeinde*. Kirche in dem Sinne, wie sie von Kierkegaard (und von uns) bekämpft wird, ist eine *Institution*, die eine *Lehre* hütet, die „*Religion*“ pflegt und darin sich selbst sucht; Gemeinde ist da, wo Menschen, und seien es nur zwei oder drei, die *Sache Christi*, welche das *Reich Gottes* ist, aufnehmen und sich ihr zur Verfügung stellen. Die Kirche kann ganz außerhalb der Gemeinde und die Gemeinde auch ganz außerhalb der Kirche sein; die Kirche kann gegen die Gemeinde kämpfen und die Gemeinde gegen die Kirche. Die Gemeinde kann auch *in* der Kirche sein. Es gibt Zeiten, wo das in hohem Maße der Fall ist, aber auch Zeiten, wo die Gemeinde die Kirche fast ganz verlassen hat. Jedenfalls geht die Gemeinde *durch* die Kirche, und über sie weg, sogar über Christentum und Religion hinweg, nur dem lebendigen, das heißt: wirklichen Gott und seinem Christus als „*Braut*“ verbunden.

Wie nun: Frägt Kierkegaard im Namen der „*Existenz*“ und des „*Einzelnen*“ nicht nach der *Gemeinde*? Ist der Weg, den er zeigt, der der völligen Einfamkeit, des völligen Individualismus?

Die Antwort lautet: Keineswegs! Er sehnte sich nach der Gemeinde wie keiner! Er kämpfte gegen die Kirche um der Gemeinde willen. Er rechnete sich, in Demut, zur Gemeinde. Aber hier war seine *Grenze*. Welche Gemeinde? — Diese Frage beantwortete er nicht. Denn ihm fehlte noch der Ausblick auf das *Reich*. Er konnte nur bis zu diesem Punkte führen — dann nahm ihn Gott weg. *Blumhardt* führte weiter.

Die Gemeinde ist vorhanden, wo man nicht „Religion“ treibt, sondern im Willen zur *Nachfolge* auf das *Reich* wartet und ihm dient — *in der Kirche und außerhalb*.

17. Das soziale Problem — ist das eine Nebensache?

Nun ist der Weg für einen letzten Schritt frei.

Die religiös-soziale Bewegung hat mit der Reformation, die *sie* meinte, beim sozialen Problem eingesetzt. Darin glaubte sie (wie Blumhardt und viele andere, *wirkliche Große*) Gottes Stimme, Auftrag und Weg für unsere Zeit zu erkennen. Darüber sind die Dialektiker, nachdem ihre Führer selbst diesen Weg gegangen waren, aber in Oberflächlichkeit, mit Hohn und Verleumdung, d. h. bewußt falscher Darstellung dessen, was wir wollen, hergefallen und haben diese Sache in den protestantischen Kirchen, besonders des europäischen Kontinents, zurückdrängen können — vorläufig.¹⁾

Worin denn erkannten *sie* Gottes Stimme? In den Glaubensbekenntnissen des sechzehnten (und vielleicht auch des siebzehnten) Jahrhunderts. Aber sie scheinen sich auch auf Kierkegaard berufen zu können. Und wir würden uns ja auch nicht wundern, wenn Kierkegaard, der aus einer sehr ausgeprägten Bürgerlichkeit kommende und darin äußerlich verharrende Mensch, in den dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts für das soziale Problem kein Auge und Ohr gehabt hätte. Das wäre dann eben seine Grenze gewesen, und es wäre damit weder bewiesen, daß es gegen seinen Geist, noch gar, daß es gegen Gottes Sinn wäre, heute darin den Ausgangspunkt einer neuen Reformation zu erkennen. Auch wissen wir, daß Kierkegaard politisch eher konservativ war, vor der Politik (worunter er aber immer das im Staate verkörperte Macht- und Massenprinzip versteht) als einem Mittel im Dienste der Sache Christi warnte. Auch scheint seine leidenstiftliche Betonung des „*Einzelnen*“ von vornherein dem *Sozialen* zu widerstreben.

Aber nein! Es ist *nicht* so. Das von vornherein anzunehmen, wäre bei Kierkegaard ebenso eine Verkennung der „*Kategorie des Einzelnen*“, wie es bei Vinet eine Verkennung seiner starken Betonung des Rechtes der „*Individualität*“ wäre, wenn man annähme, daß bei ihm das Recht des *Andern* zu kurz käme. Es herrscht hier im Gegenteil wieder eine Dialektik, die man in diesem Falle besser *Polarität* nennt. Gerade die Stärke des *einen* Pols bedeutet auch die Stärke des andern. Wie Vinet, der Individualist, wundervoll die „*soumission mutuelle*“, die gegenseitige Unterwerfung, predigt, so hat Kierkegaard das Buch

¹⁾ Die Schärfe dieses Urteils gilt nicht für alle Führer und Anhänger der dialektischen Theologie gleichmäßig. Für da und dort einen überhaupt nicht; aber sie gilt vor allem auch *dem „Führer“* und soll ihn treffen. Es genügten einige Zitate aus Karl Barth, um es jedem einleuchtend zu machen.

über „Wesen und Walten der Liebe“ geschrieben. So verstehen wir ohne weiteres die paradoxe Tatsache: Kierkegaard, dieser bürgerliche Mensch in bürgerlicher Zeit und Welt, der aber ein Mann Gottes ist, hört in der anhebenden sozialen und sozialistischen Bewegung Gottes Tritt und Stimme — als *wirklicher* Prophet das *wirkliche* Wort Gottes!

Hören wir ihn:

„Die Teuerung und die Brotunruhen sind für meine ganze schriftstellerische Existenz im hohen Grade unterstützend und erweckend. Nicht zehn lobpreisende Rezensionen, nicht hundert Anhänger können meiner Sache so nützen. Jetzt wird es sich zeigen, daß ich eine Zukunft in mir getragen habe — während alle mich für sonderbar, eitel usw. angesehen haben.“

Diese Stelle (die für mich eine erstaunliche Entdeckung bedeutete) zeigt auf geradezu klassische Weise, welch enger und — notabene! — positiver Zusammenhang für Kierkegaards eigenes Bewußtsein zwischen der Erneuerung der Sache Christi und dem sozialen Problem bestand. Während die Dialektiker in der Maienblüte ihrer Ungerechtigkeit und Oberflächlichkeit uns, weil wir das Recht des Sozialismus, und vor allem des Proletariates, vertreten haben (und vertreten), in einen Tiegel mit den nationalsozialistischen Theologen werfen (deren wichtigsten: Friedrich Gogarten, sie selbst gestellt haben!) und damit die These vertreten, daß das Einstehen für das Proletariat, biblisch gesprochen für die „Armen“, für die „Zöllner und Sünder“, gleichbedeutend sei wie das für die Vergottung von Staat, Volk und Rasse, biblisch gesprochen: für Baal und Jupiter Capitolinus, hat der Mann, der wie kein anderer seit den Tagen der Reformation von der Mission und Leidenschaft erfüllt war, aufzudecken was christlich („Christentum des Neuen Testaments“) sei und was nicht, und von dem auch die Dialektiker alles haben, was sie vom Ernst des Christentums wissen, gerade auch diesen ursprünglichen und ewigen Zusammenhang zwischen Christus und dem Volke (den „Armen“) wieder entdeckt.

„Man lebt in der Christenheit gar nicht christlich, auch in Hinsicht auf das Zusammenleben mit dem gemeinen Mann und was dazu gehört. In dieser Hinsicht ist mein Leben wie eine Entdeckung — ach, in gewissem Sinne kann ich sagen, daß es eine teuer erkaufte Entdeckung ist: das Unchristliche und Gottlose ist, den Staat auf einen Untergrund von Menschen zu basieren, welche man völlig isoliert [Proletariat!], gegenüber welchen man die Verwandtschaft verleugnet [Klassenkampf!] — selbst, wenn man Sonntags die Nächstenliebe predigt.“

„Ich habe ständig urgirt [betont], daß das Christentum recht für das arme Volk ist, die sich vielleicht den ganzen Tag abrackern und kaum das tägliche Brot erwerben können. Je mehr Begünstigung, desto schwieriger wird es, Christ zu werden...“

Mein Wunsch war es auch ständig, für den gemeinen Mann zu predigen.“

Neben diesem aus der Liebe des Jüngers Christi stammenden Blick für das Volk und seine Not (die „Armen“, die „Zöllner und Sünder“)

findet sich bei Kierkegaard aber noch ein anderer, entscheidend wichtiger, auch von uns einst viel zu wenig beachteter Ausgangspunkt für den Weg vom „Einzelnen“ zu den „Vielen“.

Bekanntlich lautet ein Hauptvorwurf der üblichen Frömmigkeit (der „Religion“) gegen uns, daß es in der Politik, auch in der Sozialpolitik, im Wirtschaftsleben, im Sozialismus, um *äußere* Dinge gehe, das Christentum es aber allein mit den *inneren* zu tun habe. Und nun trifft es sich wieder, daß ausgerechnet der Mann, dessen Lösung neben der „Kategorie des Einzelnen“ die „Verinnerlichung“ ist, sich mit großer Schärfe und Ausführlichkeit immer wieder gegen eine *falsche Innerlichkeit* wendet (die er auch auf das Luthertum zurückführt) und dem Kampf dagegen große Teile eines seiner Hauptwerke, der „*Unwissenschaftlichen Nachschrift*“, widmet. Auch hier haben wir eben jene *Polarität* vor uns: *Gerade die echte, die leidenschaftliche Innerlichkeit verlangt auch am stärksten die Darstellung im Aeußeren.*

Zitieren wir dafür zwei Stellen aus den Tagebüchern:

„Das ist etwas Tröstliches, um mich zu vergewissern, daß ich richtig steuere: daß just ich, der ich, wenn man das von irgend jemandem in meiner Zeit sagen kann, für *Innerlichkeit* konstruiert bin, daß just ich der bin, welcher doch ein klein bißchen *Aeußerlichkeit* beanspruchen muß... Aber die Sache ist die, daß dies mit der ‚verborgenen Innerlichkeit‘ eine solche *Spiegelfechterei* geworden war, daß ein Hinterlistiger nötig war, um dahinter zu kommen und von hinten anzugreifen.“

„Die falsche Einstellung in der Religiosität unserer Zeit ist, daß man den Glauben in dem Grade zu einer Innerlichkeit macht, daß er eigentlich völlig verloren geht.“

Kierkegaard sieht freilich auch schon die dem sozialen Problem immanenten, ihm selbst eigenen, *Gefahren* aufsteigen und beweist auch damit seinen *prophetischen* Blick. Oder trifft es nicht wieder mitten in die Gegenwart hinein, wenn er ausführt:

„Die *Gleichheitsfrage* wird nun einmal als aufgegeben zu betrachten sein: Also jede Form der Tyrannie, welche älteren Formationen angehört, wird nun ohnmächtig sein. (Kaiser, König, Adel, Geistlichkeit, selbst Geldtyrannen [?].) Aber der Gleichheit entspricht eine [befondere] Form der Tyrannie: *Menschenfurcht*. [Und am andern Pol *Diktatur!*] Dies ist von allen Tyrannieen die gefährlichste, teils auch, weil nötig ist, daß man auf sie aufmerksam wird, da sie nicht direkt gesehen werden kann. [1848 — heute wohl!]

Die Kommunisten [= Sozialisten] hierzulande und anderswo kämpfen für *Menschenrechte*. Gut, das tue ich auch. Deswegen kämpfe ich mit aller Macht gegen die Tyrannie der Menschenfurcht. Der Kommunismus führt im Maximum zur Tyrannie der Menschenfurcht. (Sieh bloß, wie Frankreich in diesem Augenblick [1848!] darunter leidet); ebenda beginnt das *Christentum*. Das, wovon der Kommunismus so viel Aufhebens macht, nimmt das Christentum [sc. das des Neuen Testamentes] als etwas, was sich von selbst versteht: daß alle Menschen vor Gott gleich, also [überhaupt] *wesentlich* gleich sind. Aber dann graust es dem Christentum [sc. des Neuen Testa-

mentes!] vor der Abscheulichkeit, die Gott abschaffen und [dafür] Furcht vor der Menge der Menschen, vor der Majorität, vor dem Volk, vor dem Publikum, erregen will.“

Man vergesse nicht: Wenn Kierkegaard diese Gefahren aus dem politisch-sozialen Problem aufsteigen sieht, so macht er es nicht, wie die heutigen „Christen“, die das Feldgeschrei gegen die „Gottlosigkeit“ der Kommunisten (bezeichnenderweise fast nur dieser, weil sie — den Besitz bedrohen) erheben und am liebsten mit dem Schwerte loszögeln, sondern er sieht darin die Frucht einer *falschen Haltung des Christentums selbst*, des Abfalls von Christus, welche die Vernachlässigung der „geringsten Brüder“ Christi bedeutet und vor allem jener verlogenen sogenannten Innerlichkeit. Durch diese Haltung beweist er selbst seine *echte* Innerlichkeit.

So Kierkegaard und das soziale Problem. Er ist *unser* Wegweiser, darin Blumhardt (wie Carlyle und Tolstoi) ähnlich. Ich darf aber als sehr bedeutsam hinzufügen, daß ein Mann, auf den Karl Barth und seine Freunde einst so viel gegeben haben, jener *Franz Overbeck*, den wir schon einmal erwähnten, am Ende seiner Kritik des Christentums auch einen Wegweiser aufstellte, der in unserer Richtung weist. Er erklärt:

„Unerträglich ist, daß ein Innen ein falsches Außen habe, und das ist der Fall des heutigen Christentums.“

„Die modernen ‚Innerlichen‘ unter den Verteidigern des Christentums, welche dessen Innerlichkeit herausstecken, sind seine besten Verräter.“

„Im Urchristentum hat das Christentum den Sozialismus direkt in sich.“

Overbeck deutet auch sonst an, daß nur auf der Linie des eschatologisch, d. h. am Glauben an das kommende Reich Gottes, orientierten „religiösen Sozialismus“ eine Zukunft der Sache Christi denkbar ist.

Es gibt keinen andern Weg; es ist der Weg Jesu und der Propheten.

Leonhard Ragaz.

Ein Schrei des wahren Italien.¹⁾

An Seine Exzellenz, den Generalsekretär des Völkerbundes, in Genf!
Exzellenz!

Die durch die faschistische Partei aufgerichtete Diktatur hat, im Namen von 44 Millionen Italienern handelnd, die jeder Möglichkeit beraubt sind, ihre Ansichten oder Wünsche zur Geltung zu bringen, einen zynischen, barbarischen und feigen Ueberfall auf ein Volk gemacht, dem im Jahre 1933 der italienische Delegierte zum Völker-

¹⁾ Dieses von mir übersetzte Dokument ist schon seit fast dreiviertel Jahren in unseren Händen. Die Veröffentlichung hat sich infolge von allerlei Umständen so lange hinausgezogen. Ich bedaure das aufs schmerzlichste. Denn es ist etwas vom Edelsten und Schönsten, was uns diese Zeit der Entmenschung gebracht hat, eine wahre Herzstärkung für alle, die den Glauben an die Menschen nicht ver-

Seite Frankreich das Gegengewicht hätte halten können und auf der andern Seite zwischen Frankreich und Deutschland gestanden wäre, die jahrhundertelange Abhängigkeit der Schweiz von Frankreich und die Zerreißung Europas, an der wir mit ihm zugrunde gehen können, geschaffen. Für das alles bekommt er nun ein Denkmal. Der Frontist Paul Lang liefert dazu die Festschrift. Ein sozialdemokratischer Stadtpräsident nimmt es in Empfang. Es paßt alles gut zusammen. Und der nackte Junker mit seiner Streitaxt auf dem sich bäumenden Hengst, der kühn die Welt erobert, ist ein ebenso passendes Symbol einer Gesellschaft, die sich feige vor jedem Anspruch der Gewalthaber ringsum und im eigenen Lande duckt und dafür im Standbild kühn tut. Daß dieses Monument des Schlimmsten, was in der schweizerischen Geschichte war und ist, der Kirche und dem Denkmal *Zwinglis* gegenübergestellt wird, vollendet seine sinnbildliche Bedeutung. Und es macht dieser Art von Schweizern nichts aus, gleichzeitig den 450. Todestag des *Nikolaus von der Flüe* zu feiern, also des Mannes, der die Schweiz vor den Früchten des Waldmannschen Wirkens rettete. Daß Motta, nachdem er die unerhörte Gottlosigkeit dessen, was in Abessinien geschehen ist, in seinem Urheber verherrlicht und de jure anerkannt hat, in Sachseln von *Gott* und *Vaterland*, von *Frieden* und *Gerechtigkeit* sprach (die „Wehrhaftigkeit“ freilich nicht vergessend), das rundet das Bild ab. Die Schweiz aber wird für all das dem *wirklichen* Gott Rechenschaft ablegen müssen.

Die Schweiz wird an dem Tage gerettet sein, wo eine Generation dasteht, die dieses Denkmal in einen Schuppen stellt.

14. April 1937.

Aus der Arbeit

Olten.

Zusammenkunft der Gesinnungsfreunde aus dem Aargau und von Olten und Langenthal am Sonntag, den 9. Mai, nachmittags 2½ Uhr, im „Volksheim“ (Aarauerstraße 48) in Olten. Herr Prof. Ragaz spricht über: „Der Anarchismus in Vergangenheit und Gegenwart.“ Anschließend freie Ausprache.

Gesinnungsfreunde, erscheint recht zahlreich!

Der Ausschuß.

Korrekturen. Im Märzheft ist Folgendes zu berichtigen: S. 107, Z. 19 und 20 von oben, ist die *Parantheje* erst nach „Karl Barth“ zu setzen; S. 108, Z. 21 von unten, ist statt „der durch Märtyrer verkörperten Vorbilder“ zu lesen „des ... Vorbildes“.

Redaktionelle Bemerkungen.

Zur *Judenfrage* werden das nächste Mal noch zwei kleinere Beiträge kommen. Der über „Palästina und die Judenfrage“ stammt von einem Arzt in Tel-Aviv, der schon lange in jeder Beziehung mitten in der zionistischen Bewegung steht.

Die *Chronik* ist diesmal zu lang geworden. Das soll und wird eine Ausnahme sein. Sie illustriert mehr im Einzelnen die Weltlage, von der die Rubrik „Zur Weltlage“ jeweilen ein Al-Fresco-Bild zu geben versucht, indem sie auch mehr die neu in den Vordergrund tretenden Tatsachen und Probleme berücksichtigt.

Ueber den außerordentlich gut und schön verlaufenen Ferienkurs in *Walchwil* soll ein Bericht im nächsten Heft erscheinen.